

## **500 Jahre Johannes Calvin (\*10.7.1509) Zwischen Historie und Metapher**

Ob die „Luther-Dekade“ (2007-2017) oder das Calvin-Jubiläum 2009: Auch das Gedenken der Reformation kommt um bestimmte historische Personen nicht herum. Hierbei besteht allerdings die Gefahr ihrer „Metaphorisierung“, deren Wesen Immanuel Kant in § 59 der „Kritik der Urteilskraft“ als „ein Prinzip nicht der theoretischen Bestimmung des Gegenstandes, was er an sich, sondern der praktischen, was die Idee von ihm für uns und den zweckmäßigen Gebrauch derselben werden soll“ beschrieben hat. Die Wahrnehmung der historischen Persönlichkeit wird hier auf bestimmte Eigenschaften reduziert; sie wird isoliert und aus ihrem historischen Zusammenhang, der dann sogar ignoriert werden kann, herausgerissen. Das Ergebnis einer derartigen, durch vorgegebene Wertentscheidungen bedingten Wahrnehmung ist ein allenfalls noch partiell richtiges Bild, sie führt zur Entpersönlichung des Betrachtungsobjektes, es entsteht ein undifferenziertes, plakatives, scheinbar in sich geschlossenes Bild. Und dieses Bild wird dann zitiert; es ist zu einem Ideenträger geworden, dessen historische Substanz nicht mehr genau bestimmt zu werden braucht. Es wird in pragmatischer Funktion dadurch verwendbar, daß es in einen neuen, von der Gegenwart her definierten Erklärungs- und auch Agitationszusammenhang eingebettet wird. Voraussetzung für eine solche anknüpfende, vor allem in Feiern bei Jubiläen zum Ausdruck kommende Aktualisierung ist allerdings der Umstand, daß in der Person schon Elemente der Übertragbarkeit auf aktuelle Bedürfnisse enthalten sind oder zumindest vermutet werden. Es ist dann weniger das „historisch Wahre“ wichtig als vielmehr das in einem Bild zusammenschießende Irrationale, das geeignet ist, gegenwärtiges Denken und Handeln zu rechtfertigen und zu motivieren.

Auch Johannes Calvin (10.7.1509-27.5.1564) ist diesem Schicksal nicht entgangen. Im Jubiläumsjahr 2009 sei hier an einige Calvin-Interpretationen markanter reformierter Vertreter der Bekennenden Kirche nicht nur in Nassau-Hessen erinnert! Calvin ist auch für die Zeit des „Kirchenkampfes“ nicht nur eine historische Gestalt, sondern auch so etwas wie eine ideen- und theologiepolitische Metapher, was z. B. der spätere Pfarrer der Französisch-reformierten Gemeinde in Offenbach/M. und Professor am Berufspädagogischen Institut in Frankfurt/M. Walter Nordmann (1902-1967) 1939 so auf den Begriff brachte (Walter Nordmann, Calvin, wie wir ihn heute sehen, in: Das Evangelische Hanau 30, Nr. 6, 1939, S. 55f.– Ders., Calvin und wir Deutschen, in: ebd. 30, Nr. 9, S. 97f.– Vgl. Walter Mogk, Die Beschäftigung mit dem Thema Refuge im „Hanauer Evangelischen Gemeindeblatt“ (1910-1941), in: Der Deutsche Hugenott 61, 1997, Nr. 2, S. 35-62): „Alle großen Persönlichkeiten unterliegen einer gewissen Mythenbildung, aber vielleicht ist keiner unter ihrem Einfluß einseitiger dargestellt worden als Johannes Calvin... So gilt Calvin noch heute in weiten Kreisen als ein evangelischer Papst, als Menschenhasser, als Tiger im Talar, als einer, dessen Schatten wie eine düstere Bedrohung nicht von den Menschen weichen wollte.“ Erinnert sei hier z. B. an Stefan Zweigs 1936 im Exil geschriebener Roman „Castellio gegen Calvin“: „Calvins Gesicht war ein Karst, wie eine jener einsamen, abseitigen Felslandschaften, deren stummer Verschlossenheit nur Gott, aber nichts Menschliches gegenwärtig ist. Alles, was das Leben sonst fruchtbar, füllig, freudig, blühend, warm und sinnlich macht, fehlt diesem gütelosen, diesem trostlosen, diesem alterslosen Antlitz.“ Nordmann will Calvin von einer solchen negativen Beurteilung befreien, sein Gemeinde- und Kirchenorganisationskonzept als moderne Alternative zur „Pastoren-Kirche“ würdigen und vor allem Calvin vor dem Vorwurf des ausländischen und somit feindlichen Reformators in Schutz nehmen. Zwar betont Nordmann, daß das „Wesentliche“ in Calvins Lebenswerk nicht aus dem „Bluterbe“, sondern als Neuschöpfung des heiligen Geistes zu

erklären sei. Gleichzeitig bemüht er sich aber – auch im Gefolge, wie er selbst sagt, „moderner rassistischer Betrachtungsweise“ – um die „Germanisierung“ Calvins: In Calvins nordfranzösischer Heimat sei „ein starker germanischer Einschlag zu finden“; „Calvin sei ‚der reinste Typ des nordischen Menschen überhaupt‘... Entgegen der einseitigen Verweisung Calvins nach Frankreich müssen wir erkennen: Calvin hat Wesentliches und Grundsätzliches gerade aus Deutschland empfangen“.

In eine ähnliche Richtung zielt das Bemühen des Vorsitzenden des Deutschen Hugenottenvereins und bedeutenden Gießener Professors für Praktische Theologie Leopold Cordier (1877-1939), die Hugenotten in einer zumindest punktuellen Anpassung an den Zeitgeist eher als „wirkliche germanische Willensträger“ einzustufen als sie einer z. B. durch Wilhelm Stapel geäußerten Verbindung mit „westlerischem Geist und liberaler Demokratie“ preiszugeben (Vgl. Mogk, ebd. S. 59f.): „Es war damals nur ein Schritt weiter zu der Behauptung, daß wir im Hugenottentum und Reformiertentum die westlerische, französische, demokratische Lösung des Verhältnisses von Staat und Kirche vor uns hätten, während wir im lutherischen Kirchentum die deutsche, germanische Lösung dieses Verhältnisses zu sehen haben. Das von Calvin und vom Glauben der Hugenotten bestimmte reformierte Kirchentum in Deutschland erscheint dann mit einem Male als ein seelischer Fremdkörper im deutschen evangelischen Kirchenwesen, den auszumerzen wir allen Anlaß hätten.“ Demgegenüber bemüht sich Cordier um den Nachweis, daß die „Hugenotten und die ihnen folgende reformierte Kirche“ auf dem „Gebiet des Gemeindeaufbaus und des Bekenntnisses“ die „Wahrung des ursprünglichen Erbes Luthers“ geleistet haben. Daß übrigens auch Karl Barths Aufklärungs- und Liberalismuskritik sich ähnlicher „antiwestlicher“ demokratiekritischer Denkmuster bediente, sei am Rande vermerkt. Er nahm Aufklärung und Liberalismus vor allem als eine bourgeoise Ideologie wahr; der Liberalismus ist für ihn „die Weltanschauung, die in der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft geschichtliche Realität geworden ist, er ist der Inbegriff des falschen, durch die Macht der Sünde geprägten Gottesverhältnisses“ (Friedrich Wilhelm Graf, „Der Götze wackelt“? Erste Überlegungen zu Barths Liberalismuskritik, in: Evangelische Theologie 46, 1986, S. 422-441; hier: S. 428). Dafür favorisierte Karl Barth schon in einem Vortrag in Wiesbaden im September 1922 einen auch von Hermann Kutter übernommenen chiliastisch-utopischen Sozialismus und eine den Sozialismus als ein absolutes ethisches Objekt rechtfertigende Wort Gottes-Theologie (Karl Barth, Das Problem der Ethik in der Gegenwart. Vortrag in Wiesbaden September 1922, in: Karl Barth, Das Wort Gottes und die Theologie, München 1925, S. 125-145).

Eine differenziertere Sicht findet sich bei dem Pfarrer der Offenbacher Franz.-reformierten Gemeinde und späteren Mainzer reformierten Kirchengeschichtler Wilhelm Boudriot (1892-1948.– Vgl. Karl Dienst, Der „andere“ Kirchenkampf: Wilhelm Boudriot – Deutschnationale – Reformierte – Karl Barth. Eine theologie- und kirchenpolitische Biographie, Berlin 2007 [Vergessene Theologen; Bd. 4]. Boudriots Hanauer Vortrag am 31.3.1935 erschien auch als Sonderdruck der RKZ. Vgl. ferner Wilhelm Boudriot, Johannes Calvin, Leben und Wirken [Heliand-Heft Nr. 55], Berlin 1939). In seinem Vortrag „Calvins deutsche Sendung“ geht er zunächst von Oswald Spenglers „Der Untergang des Abendlandes“ (1918/1922) aus: „Wir spüren alle wohl etwas davon, wie die Welt der weißen Rasse, die Welt der bisherigen Herrschicht bedroht ist in geistiger Selbstauflösung und natürlicher Überalterung von dem Lebens-, von dem Ausdehnungs-, ja auch wohl von dem Vernichtungsdrang der gelben, der braunen und der schwarzen Rasse... Das Ende des Mittelalters zeigt das Bild vom ‚Untergang des Abendlandes‘, wie er

unvermeidlich schien... Die aber, die dem Volke den Weg hätten weisen können, die Diener Gottes, seine christliche Kirche, sie waren um so mehr getaucht in hoffnungslosen Untergang“. Dem stellt nun Boudriot zunächst Luther gegenüber: „Mit Martin Luther begann die lang ersehnte Reformation des Abendlandes an Haupt und Gliedern.“ Aber: „Luther war alt geworden, innerlich wund von Kämpfen und Enttäuschungen, dem Sterben nahe. Da sandte Gott den zweiten großen Gottesmann des Abendlandes auf den Plan: Calvin. Luther, er ist der Petrus der Reformation gewesen... Calvin ist ihr Paulus geworden.“

Diese eher geschichtstheologische Einordnung Calvins wird nun ins Politische ausgeweitet: „Calvin als Retter des Abendlandes! Es ist heute viel die Rede von einem deutschen Erwachen, von einer neuen nordischen Sendung für die ganze Welt. Deutsche Sendung: nordische Sendung! Es ist etwas Gefährliches daran, ganz ohne Frage, doch auch etwas unbestreitbar Richtiges. Denn wenn je es einen großen Menschen von nordischer Art gegeben hat, der die Welt zugleich bewegte und wieder ins Gleichgewicht zurückbrachte, so ist das Calvin, der reinste Typ vielleicht des nordischen Menschen überhaupt... Der nordische Mensch ist der geborene Herrscher, aber er kann und mag nicht herrschen um des Herrschens willen, sondern allein um Sklavenketten zu zerbrechen und dann als freier Mann auf freiem Grund im freien Volk zu leben.“

Diese zumindest punktuelle Anpassung an den damaligen Zeitgeist erfüllt gleichzeitig aber auch eine apologetische Funktion: Man kommt dem Gegner partiell entgegen, um ihn dann „leerlaufen“ zu lassen. Boudriot fährt nämlich fort: „Aber – und nun kommt die Hauptsache! – nicht der unwiedergeborene Mensch Calvin, nicht seine nordische Kraftgestalt von Fleisch und Blut, nein, nur der wiedergeborene, durch Christi Kreuz gekreuzigte, durch Gottes Wort und Geist von innen ganz und gar erneuerte Reformator Calvin hat dieser äußerlich schmerz- und leidzerbrochene Vollstrecker von Luthers Sendung werden können, der Retter des Abendlandes und der Welt...“ Und dieser Calvin „war ein geehrter Gast in deutschen Landen. Man hat ihn nicht als Fremdling behandelt...“ Endlich hat „das reformierte Hohenzollernhaus auch staatlich Calvins deutsche Sendung vollziehen müssen in jenem zweiten schweren Kampf mit der Gegenreformation, mit dem Neuheidentum, das sich in Frankreichs Politik ein kirchliches Gewand gab, von Ludwig XIV. an bis zur Pompadour im Siebenjährigen Kriege und zur Kaiserin Eugenie. In diesem Kampf hat sich Preußen vollenden müssen, mit ihm das Deutsche Reich. Je uncalvinischer Preußen wurde, um so mehr hat es seine Kraft eingebüßt, und wir glauben zu wissen, warum das Zweite Reich im Weltkampf nicht mehr siegen konnte. Möge das Dritte Reich, das seine nordische Sendung erfaßt hat, von Calvin sich Wege zeigen lassen! Noch ist es Zeit.“

Zumindest in struktureller Hinsicht zeigen sich bei Boudriot Anklänge an Cordier und Nordmann: „Ohne Calvin gäbe es heute kein Luthertum mehr, und ohne Calvin gäbe es kein Deutschland. Das ist das Urteil der Geschichte. Wer sich ein Deutschland freilich denken kann ohne Preußens Sendung, mit dem rechten wir nicht... Calvin hat Preußen geschaffen als das, was es nach seiner geschichtlichen, von Gottes Vorsehung gelenkten Bestimmung einst werden sollte“ – so Boudriot in seiner Einleitung zu Emile Doumerques Calvin-Buch (Emile Doumerque, *La caractère de Calvin*. Deutsche Ausgabe [„Calvins Wesen“] von Wilhelm Boudriot, Neukirchen 1933). Auch hier spielt die Abwehr der Behauptung, der Calvinismus sei ein Fremdling auf deutschem Boden, dem die Verwurzelung im Volk fehle, eine wichtige Rolle.

Solche Interpretationen und Inanspruchnahmen Calvins scheinen uns heute zumindest merkwürdig, zumal die vor allem von Karl Barth und seinen Anhängern betriebene Gleichsetzung einer „nationalen“ Haltung mit einer Nähe zum Nationalsozialismus immer noch ihre Wirkungen zeigt. Nicht nur Manfred Gailus (Protestanten und Nationalsozialismus. Ein Bericht über den Stand der Debatte, in: Lucia Scherzberg [Hrsg.], Vergangenheitsbewältigung im französischen Katholizismus und deutschen Protestantismus, Paderborn u.a. 2008, S. 155-172) möchte den Abschied vom „heroisch-selektiven, selbstlegitimatorischen Kirchenkampf bild“ beschleunigen helfen, dem es um „die Lokalisierung weithin sichtbarer theologischer Leuchttürme und die Herausfilterung ekklesiologisch korrekter Haltungen“ gehe, um die „hagiographische Überhöhung rechtgläubiger Bruderräte und Bekenntnissynoden“ usw. „Gegen langlebige Kirchenkampfliegenden ist zu betonen: Es bedurfte 1933 überhaupt keines Zwangs, keines gewaltsamen Angriffs von außen – der Protestantismus öffnete dem anschwellenden Nationalsozialismus bereitwillig, vielfach fasziniert seine Türen, um die ‚Ideen von 1933‘ einströmen zu lassen. Auf allen Ebenen, in allen Fraktionen und Lagern des Milieus wurde der Umbruch freudig begrüßt und weckte hohe Erwartungen auf geschichtliche Umkehr, auf Rechristianisierung, Verkirchlichung und Volksmission, auf neuen kirchlich-religiösen Bedeutungszugewinn.“ In diesem zumindest nationalistischen Kontext könnte, wenigstens auf den ersten Blick, auch die geschilderte Calvindeutung ausgewiesener reformierter Theologen gesehen werden, die sich gerade in der Bekennenden Kirche engagierten. Ob allerdings solche partiellen und vor allem apologetisch motivierten „Überblendungen“ pauschale Urteile wie bei Gailus rechtfertigen, steht auf einem anderen Blatt.

Angesichts solcher Metaphorisierungen Calvins könnte man versucht sein, die hier angedeutete vielfältige Traditionslast der Inanspruchnahme z. B. durch das positivistische Programm einer entschlossenen Kritik der Sprache und durch eine konsequente, an Leopold von Ranke's Ideal orientierte historische Forschung abzuschütteln. Nach einer solchen Auffassung wären dann Metaphern lediglich Restbestände auf dem Weg vom „Mythos zum Logos“. Die Aufgabe einer kritischen Reflexion wäre es dann, das Uneigentliche der übertragenen Aussage aufzudecken und sie ins Eigentliche, in die Logizität zu überführen. Ob allerdings ein solches Programm weiterhilft, wage ich zu bezweifeln. Versuche, lediglich die „reine Historie“ zuzulassen, enden schnell bei einer Musealisierung der Person: Sie wird stumm. Dadurch wird allerdings auch die Wahrheit verdeckt, die in solcher Metaphorisierung zur Sprache kommt. In ihr geht es um eine im weiten Sinne pragmatisch verstandene Wahrheit: „Ihr Gehalt bestimmt als Anhalt von Orientierungen ein Verhalten, sie geben einer Welt Struktur, repräsentieren das nie erfahrbare, nie übersehbare Ganze der Realität. Dem historisch verstehenden Blick indizieren sie also die fundamentalen, tragenden Gewißheiten, Vermutungen, Wertungen, aus denen sich die Haltungen, Erwartungen, Tätigkeiten und Untätigkeiten, Sehnsüchte und Enttäuschungen, Interessen und Gleichgültigkeiten einer Epoche regulieren. What genuine guidance does it give? Diese Form der „Wahrheitsfrage“, wie sie der Pragmatismus entworfen hat, ist hier in Geltung. „Die Wahrheit der Metapher ist eine *vérité à faire*“ – so Hans Blumenberg in seinen „Paradigmen zu einer Metaphorologie“ (Hans Blumenberg, Paradigmen zu einer Metaphorologie, Bonn 1960, S. 20f. Vgl. auch Horst Fuhrmann, Ernst H. Kantorowicz: der gedeutete Geschichtsdeuter, in: Ders., Überall ist Mittelalter. Von der Gegenwart einer vergangenen Zeit, München 1996, S. 252-272, 301ff.). Dies mag für einen eher „positivistisch“ verfahrenen, d.h. nur die pure quellenkritische Forschung als „reelle Historie“ gelten lassenden und auch für einen „ideologiekritischen“ Historiker zuweilen ärgerlich sein. Dennoch plädiere ich vorsichtig – bei aller Kritik im Einzelnen – nicht für einen generellen Verzicht auf solche Metaphorisierungen, denen es letztlich nicht (nur) um

Darstellung eines historischen Sachverhalts, sondern um die Verkündigung einer Idee mit historischen Mitteln geht. Geschichtliche Abläufe werden hier auch dazu verwendet, um so etwas wie eine Vision zu entwickeln, die in die Zukunft trägt und die letztlich nicht darauf angelegt ist, mit quellenkundlichen und ideologiekritischen Mitteln geprüft zu werden. In diesem Kontext sind Metaphorisierungen auch eine Hilfe, daß die entsprechenden Gestalten nicht einfach im Museum abgestellt werden, sondern lebendig bleiben. Dabei kann ich mich auch auf den liberalen Heidelberger Theologen Ernst Troeltsch berufen: „Das göttliche Leben ist in unserer irdischen Erfahrung nicht ein Eines, sondern ein Vieles. Das Eine im Vielen zu ahnen, das aber ist das Wesen der Liebe“ (Ernst Troeltsch, Glaubenslehre. Nach Heidelberger Vorlesungen aus den Jahren 1911 und 1912 hrsg. von Gertrud von le Fort. Mit einem Vorwort von M. Troeltsch, München 1925, S. 414). Dies bedarf für mich allerdings einer Ergänzung: Solche Liebe setzt Zeichen und ist selbst auf Zeichen angewiesen! Metaphorisierungen können solche Zeichensetzungen sein! Immerhin heißt es in der Vorrede der 1826 bei Friedrich Perthes in Hamburg erschienenen, das „Bedürfniß der Zeit berücksichtigenden“ Auswahl der Werke Luthers: „Den Vorwurf der Lutherolatrie und Lutheromanie fürchten wir bei der Herausgabe seiner Werke eben so wenig, als man in den derzeitigen Ausgaben der übrigen deutschen Classiker eine tadelnswerthe Anerkennung ihres fortdauernden Werthes gefunden hat. Dem Sinn Luthers wird ebenfalls, so hoffen wir, ein Denkmal dieser Art entsprechender sein, als manches andere, welches man ihm zu errichten sich gedrungen gefühlt hat.“ Was Luther recht ist, sollte auch Calvin billig sein.

Karl Dienst